lers Weib, die Arme über ihre Brust kreuzend. „Man müßte dem verruchten Dieb die Augen auskratzen."

„Der Kadi hat verkünden lassen, daß dem, bei dem man den Schmuck findet, fünfhundert Rutenschläge auf die nackten Fußsohlen zugedacht werden."

„Das ist noch milde von unserem Kadi gesprochen", gab das Weib zur Antwort. „Und ich wünsche nicht, daß mir der Gauner begegnet. Doch ich will meinem lieben Omar das Verberitzenöl holen. Ach, teuerer Omar, gib mir den kleinen Schlüssel zum Schrank, daß ich deine Schmerzen lindere."

Omar Hussein griff in die Tasche seines weiten Rockes und holte — eine Kette hervor mit zwölf roten Rubinen abwechselnd mit vierundzwanzig Smaragden ...

Erst nach Ablauf einiger Herzschläge unterbrach Zappo, der Schuhflicker, durch ein unvermutetes Niesen die atemlose Stille. „Oh, ich muß noch für Michtal, den Teppichweber, eine linke Sandale besohlen", murmelte Zappo, wobei sein Mund krampfhaft auf- und zuklappte.

Dann drehte er sich unbeholfen um und fiel mehr als er ging in seine Werkstatt.

... Am Abend erhielt Omar Hussein fünfhundert Rutenschläge auf seine nackten Fußsohlen.

Seit diesem Tage hatte der Händler eine unüberwindliche Abneigung gegen den langen Zibrael; und wenn er ihn sah, rief er sein Weib heraus, mochte es auch gerade den schönsten Traum erleben ...

Der Jaguar und der Herdenreiter

Exotische Skizze von Franz Taut

Am 20. Juli war das alljährliche Volksfest in Santa Cruz. Von weither kamen die indianischen Bauern mit Weib und Kind und vollbepackten Eseln oder Maultieren, manche zu Fuß, einige hoch zu Roß, und die großen Herdenbesitzer fuhren in ihren Autos herbei. Auf vielen Straßen und Wegen, über die Berge, durch die Steppen und den Busch strömte das Volk nach Santa Cruz. Die Reichen trugen goldgespickte Gürtel und Beutel mit sich und die Armen kunstvoll gedrehte Tonschalen und Krüge, Strohhüte und Lederarbeiten, die sie am Markt zu Geld machen wollten.

Es waren ganz besondere Dinge angekündigt: Stierkampf bei abendlicher Beleuchtung, Kino und Feuerwerk und — das war eine Reise von vielen Tagen wert: ein Zirkus, ein richtiger Zirkus mit wilden Tieren!

Auf dem Fußballfeld vor der Stadt war ein Zelt aufgebaut, dahinter standen zwei Karren, einer mit einer Glasscheibe und der andere mit einem Eisengitter versehen, und aus dem vergitterten ertönte manchmal ein sattes Knurren. Rings um die Wanderschau hatten die Bankhalter ihre Spieltische errichtet.

Am Vorabend des Festes erreichte Antonio Mora — der alte Antonio, der bei Ignacio Gonzalez als Herdenreiter in Dienst stand — die Stadt. Er kam zu Fuß. Den Weg zum Volksfest hatte er immer zu Fuß gemacht zum Unterschied von den übrigen Tagen des Jahres, die er im Sattel verbrachte. Er trug einen guten Batzen Geld bei sich.

„He, Antonio", riefen ihm auf der Hauptstraße ein paar Bekannte zu, „wie steht's mit einem Gläschen, Alter!"

„Ja, Señores", gab er zurück, „ja freilich" — und ging mit den Männern ins „Goldene Pferd", um alte Freundschaften beim Guarapo aufzufrischen und die Ereignisse eines Jahres zu besprechen.

„Habt Ihr schon vom Zirkus gehört, Don Antonio?" eiferte beim Einschenken der glatte Kellner, und ein paar andere riefen: „He, wir waren schon drüben. Einen Glaskasten haben sie da mit mächtig langen Boas und einen anderen, da kriechen Krokodile herum. Ja, und im Karren hockt der Jaguar, so ein altergrimmiger Bruder."

Keiner bedachte, daß etliche Meilen weiter in der Wildnis alle diese Tiere in beträchtlicher Anzahl herumliefen und krochen.

Sie tranken Runde auf Runde, und der Guarapo ist ein gefährliches Getränk, aber sie konnten eine Reihe von Gläsern vertragen und hielten sich aufrecht, denn sie waren nicht nach Santa Cruz gekommen, um wegen Totschlag in den Calabozo gesperrt zu werden. So blieben sie bedächtig, und als später die Raketen und Knallfrösche zu krachen und zischen begannen, gingen die Jungen zu den Mädchen, und Antonio ging mit drei Alten, die wie er Herdenreiter waren, zu Vicente Gil, wo man seine Pesos mittels der rollenden Kugel vermehren oder vermindern konnte.

Vicente Gil hatte seinen Tisch vor dem Zirkus aufgeschlagen, und in einer Geschäftspause drückte sich Antonio zu den vergitterten Karren hinüber, denn der Jaguar ließ ihm keine Ruhe, den mußte er gesehen haben.

Eine wilde Banda schmetterte Märsche und Tangos über den Platz. Vor den Buden stauten sich die Menschen; es war keiner darunter, der nicht das eine oder andere der Tiere schon in der Freiheit gesehen hätte, aber alle stießen und drängten, ihre Nickel loszuwerden.

Die Ausrufer plärrten sich heiser: es war als ob ihnen in jedem Augenblick die Stimmbänder aus dem Mund fahren müßten.

„Holé", schrien sie, „Señoras, Caballeros, die Bestien der Wildnis, hier sehen Sie die Bestien — adelante, Señores —"

Antonio stand wie verzaubert vor dem Käfig und blinzelte dem alten Jaguar zu. Zwei Alte sahen sich in die Augen und verstanden sich. Beide dachten: Ja, zwanzigmal gescheiter sind wir mit unseren Jahren als diese ganze junge Volk. Ja, was wir alles wissen, hehehe!

Der Jaguar war ein buntgezeichnetes prächtiges Tier; seine Augen glühten vor Spaß, und sein dünner Schweif kehrte lustig den Bretterboden des Käfigs.

„Vollkommen zahm", schrie der Anreißer, „der König der Wälder zahm — wie ein Kind! Nur zu, Señor!" wandte er sich an Antonio, der am nächsten stand, „der leckt Ihnen die Hand ab wie eine Katze!"

Der alte Antonio streckte die Hand in den Käfig, und wahrhaftig, der König der Wälder schnurrte und benahm sich wie ein großer Kater.

„Ja, Señor", sagte Antonio zu seinem Nachbarn, „schau dir das an — schau dir das an!"

„Immerhin", meinte der Bursche, „ist er dressiert und eingesperrt. Auf dem Weg, wenn er mir da begegnen tät', würd' ich den Revolver ziehen. Si, Señor."

„Johoho", lachte Antonio, „in diesen Viechern hat man bisher meiner Seel' umsonst den Teufel gesehen. Ja, ganz umsonst." Damit schob er sich durch die Menge und setzte bei Vicente Gil, wo gerade ein Spiel begann, zehn Pesos auf Rot.

*

Das Fest nahm seinen Lauf, die Nacht hindurch, und am Morgen drängte sich das Volk auf dem Platz vor der Kirche Unserer Frau, wo das Amt gefeiert wurde.

Dann kamen die Stiere an die Reihe, und die Toreros in prunkvollen Gewändern schwangen sich tänzelnd um spitze Hörner. Die Sonne glühte, ein roter Fetzen leuchtete im Sand. So ging es bis zum Abend, bis wieder die Raketen knallten und weit in den Himmel hinaufschossen — rot und grün.

Da erinnerte sich Antonio zwischen Guarapo, Spiel, Lärm und Musik, daß er bei Sonnenaufgang auf der Hazienda sein müßte, wo ein frischer Viehtransport in die Korrals verteilt werden sollte.

Er machte sich, ein wenig schwankend und hitzig vom Trinken, auf den Weg, nach Süden über den Hügel. Je weiter er ging, um so mehr schwankte er, und auch seine innere Hitze wuchs mit den Schritten — wie das der Guarapo so in sich hat.

Der Weg führte durch den Busch. Darüber glänzten die Sterne am nachtschwarzen Himmel, und die Mondsichel schwamm silbern dahin. Ein leiser Wind stöhnte, und die Grillen sangen.

Antonio ging dahin — bis ein dunkles Wesen mit glühenden Augen ihm den Weg vertrat. Es hatte eine seltsame Aehnlichkeit mit dem großen Kater im Käfig.

Antonio wurde halbwegs wach, aber es konnte ihm nicht einfallen, in den Gürtel zu greifen — so ein zahmes Vieh! Er streckte dem großen Kater die unbewehrte Hand hin und kicherte, als der zu schnurren begann.

Dann ging alles sehr schnell.

Und bevor Antonio seine Ansichten über den Jaguar berichtigen konnte, hatte er für alle Zeiten aufgehört zu denken.

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 56 | **20. Juli 1938** | **12. Jahrgang**

„Hotel zu den Domspatzen"

Korrespondenz-Verlag Fritz Mardicke, Leipzig C 1

8)

Roman von Wolfgang Marken

Danach besprach man noch [illegible] Weitere. Frau Anna siedelte also in die Villa über. Der Bertl aber sollte drüben schlafen und unter den Kameraden sein.

Jeden Tag aber, den Gott werden ließ, würde er am Nachmittag oder auch einmal früh zum Großvater und zur Großmutter herüberkommen, oder auch umgekehrt, so wie man es jetzt machte, daß man aufbrach, um nach dem Hotel der Domspatzen zu pilgern.

Dort lernten sie den Domkantor kennen, und der Geheimrat glaubte dem Bertl aufs Wort, daß er „arg gut" sei, denn er verstand sich mit dem jungen und doch so abgeklärten Stephan Inniger aufs allerbeste.

Er spürte, mit welcher Liebe Inniger an seinen Domspatzen hing und er begriff, daß die Kinder an ihm hingen, mit aller Liebe ihrer jungen Herzen.

Dabei ließ ihnen Inniger viel Freiheiten. Er dämpfte nicht gleich jedes laute und vorwitzige Wort, nur wenn einer einmal sich zu sehr gehen ließ, dann sah er ihn an oder rief ihm ein Wort zu. Meist genügte es schon, wenn er den Namen rief, und sofort riß sich der Betreffende zusammen.

Auch die Amerikaner sah der Geheimrat, und heute tat ihm die Bitternis im Antlitz der Mutter, die heute für den Sohn gebeten hatte, weh. Und er sah die schöne Corinne Gold, er erfuhr, daß sie die Braut des Kranken sei.

Mit dem Blick des Arztes hatte er sofort erkannt, daß sich ... zwei Todkranke zusammengefunden hatten. Corinne Gold ... konnte kaum noch ein Arzt der Welt helfen. Und Richard Rogaller ... schwer zu sagen, ob es für ihn eine Rettung gab.

* * *

Der kleine Bertl hat ein großes Erlebnis hinter sich. Er hat noch einen Großvater! Nicht nur den Bauern vom Erlbacherhof, nein ... der große Mann mit dem weißen Bart, vor dem er so viel Angst hatte, der aber doch sehr gut zu ihm ist, der ist auch sein Großvater.

Und das Geheimnis vertraut er dem Zach und dem Alisi an. Die beiden Jungen hören ihm mit hellen, aufgeweckten Augen zu. Sie ahnen, wie sehr der Bertl von dem Geschehen beeindruckt wurde.

„Du", sagt der Zach, „ich hab' gehört, wie der Herr Domkantor zu deinem Herrn Großvater gesagt hat: ‚Herr Geheimrat!' Du, Bertl, das ist was ganz Großes! Nur berühmte Leute werden Geheimräte!"

„Meinst?"

„Ja, akkurat das mein' ich! Was mein Herr Vater ist, der hat doch einen Bruder. Ja, den Onkel Lob. Weißt du, der ist net ein Bauer, der ist im Ministerium! Und der sagt, ein Geheimrat, das ist ganz was Großes!"

Das wog natürlich, wenn es der Zach sagte, und Bertls Gesicht wurde eitel Bewunderung und Würde.

Dann sagte er kleinlaut: „Jetzt trau' ich mir gar net mehr, so recht mit ihm zu spaßen!"

Sehr spät schlief er an diesem Abend ein.

* * *

Am anderen Morgen gedachte Bertl der Worte der Mutter: „Wenn du gefrühstückt hast, dann läßt dir vom Herrn Inniger zwei Stunden Urlaub geben und kommst, dem Großvater und der Großmutter guten Morgen zu sagen. Kannst deine Kameraden, den Zach und den Alisi, mitbringen."

Der Domkantor gab ihnen Urlaub, aber er schärfte ihnen ein, gut Obacht zu geben und ja keine Dummheiten zu machen.

„Seht's, Buben", sagte er, „ich bin verantwortlich, daß ich alle siebenundvierzig Buben gesund und heil wieder heim bring'. Geschieht auch nur einem ein bisserl, dann wird's für die nächsten Ferien schlecht, dann vertraut man mir die Domspatzen nimmer an. Und ich möcht' doch alle Jahr mit meinen Buben hier Ferien halten."

Da versprachen sie ihm feierlich, daß sie gut aufpassen würden, und zu dritt trollten sie davon.

Unterwegs stießen sie auf Corinne Gold.

Unwillkürlich hielten sie den Atem an, denn die Frau mit dem goldenen Haar und dem schmalen, schönen Gesicht er-

schien ihnen wie eine Fee. Scheu und voll Bewunderung blickten sie die drei Buben an.

Corinne lächelte und fühlte eine große Freude in sich. Mit einem Male erfüllte sie alle Hoffnung, daß ihr Weg nicht umsonst sein werde, daß Richard noch zu helfen sei.

Freundlich erwiderte sie den Gruß der Buben, die schweigend an ihr vorbeischritten. Erst als sie eine Strecke vor ihr waren, da sagte der Bertl: „Das ist das schöne Fräulein aus Amerika. Du, Zach, das muß aber weit von Deutschland liegen."

„Aach, soo weit, Bertl! Da mußt mit dem Schiff viele Tage fahren, und da bist immer nur auf dem Wasser! Schaust da nach vorn oder nach hinten oder nach welcher Seiten auch ... nix wie Wasser!"

„Nix wie Wasser!" wiederholte der Alisi. „Weißt, Zach, ich kann immer net verstehen, daß sich da so ein Kapitän zurechtfind! Da gibt's doch keine Straßen net!"

„Du Taschapperl", entgegnete der Zach gutmütig-überlegen, „weißt net, daß der Kapitän seine Instrumente hat, die er einstellt nach den Sternen und nach der Sonne? Und da stellt er haargenau fest, wo sie fahren!"

Unter angeregten Gesprächen erreichten sie das Haus des Geheimrats von Kahr.

Der Hüne stand an der Tür wie Sankt Peter an der Himmelstür und schien auf den Enkel zu warten.

Ehrfurchtsvoll und stark vom Respekt beeindruckt näherten sich die drei Buben dem alten Herrn von Kahr.

Bis Kahr rief: „Du bist ja, Bertl!"

Da gab's für den Bertl kein Halten mehr. Von einem großen Gefühl der Zuneigung getrieben stürzte er auf den Geheimrat zu, der ihn in seine Arme schloß und zu sich empornahm.

Und als er ihn jetzt anschaute, da sah er, daß eitel Liebe und Zärtlichkeit in den Augen des Großvaters war.

„Ja, Großvater ..."

„Hast gut geschlafen, Bertl?"

„Ja, Großvater ... und ... das ist der Zach ... weißt, der Große ... und der andere ist der Alisi. Das sind meine Spezies. Du, wir haben gestern über dich geredt, eh' wir eingeschlafen sind. Der Zach meint ... du bist ein großer Mann ... weil du ein Geheimrat bist!"

Da lachte der alte Herr herzlich auf.

„So, weil ich der Herr Geheimrat bin, meinst, daß ich ein großer Mann bin! Ach, Bertl, das macht's net aus! Das mußt dir merken!"

Dann begrüßte er die kleinen Freunde des Enkels. Ihr munteres Plaudern, das einsetzte, als sie festgestellt hatten, daß der Geheimrat gar nicht so stolz sei, machte ihm viel Freude.

„Nun kommt, Buben!" sagte er schließlich. „Ich hab' mit dem Frühstück gewartet, und ihr müßt mir jetzt Gesellschaft leisten."

Sie erklärten ihm, daß sie schon gegessen hätten und satt seien, aber der alte Herr meinte, ein Stückchen Kuchen habe schon noch in ihren Mägen Platz.

Da sah der Geheimrat Corinne Gold aus dem Walde kommen. Und er blieb wartend stehen.

Corinne kam direkt auf ihn zu und sagte, als sie gegrüßt hatte: „Herr Geheimrat ... darf ich bitten um eine Unterredung?"

Der Geheimrat nickte stumm und bat sie mit einer Gebärde, einzutreten.

* * *

„Sie müssen Richard Rogaller helfen!" sagte Corinne leidenschaftlich, als sie dem großen Arzte in dessen Arbeitszimmer gegenübersaß.

Des Geheimrats Gesicht blieb stumm und unbewegt. Er sah aus, als wenn er über etwas nachgrübele. Schließlich sprach er: „Sie sind ... mit Richard Rogaller befreundet?"

„Ich bin seine Verlobte!"

„Seine Verlobte!" entgegnete der Arzt schwer. „So ...!"

„Ich weiß, daß Sie sich wundern! Ich weiß! Und Sie haben ein Recht, sich zu wundern, daß ich ... die Kranke ... dem Kranken anverlobt bin! Sie brauchen mir gegenüber keine fromme Lüge anzuwenden, Herr Geheimrat. Ich weiß, daß meine Jahre gezählt sind, daß mir nur noch eine kurze Zeit beschieden ist. Mich kann kein Arzt der Welt mehr retten. Es ist alles versucht worden, aber ... es war alles ohne Erfolg. Aber ich liebe Richard ... und ich kann erst dann einschlafen ... wenn ich weiß, daß er gesund wird ... daß er dem Leben wiedergeschenkt wird!"

„Ich weiß nicht, ob ich Ihnen da Hoffnungen machen kann. Ich habe ... die Krankenpapiere durchgesehen, auch die Röntgenaufnahmen ..."

„Er ist zu operieren!" warf Corinne erregt ein.

„Ja. Aber es ist ein Spiel mit dem Tode. Sie waren offen zu mir. Es ... tut mir weh, was Sie mir gesagt haben, aber ... Sie haben den Mut, der Wahrheit ins Gesicht zu sehen. Und darum kann auch ich offen zu Ihnen sein. Ich gebe es zu, die Operation ist durchzuführen. Aber ich wiederhole es: Es ist und bleibt ein Spiel mit dem Tode! Es sind mindestens fünfzig Prozent Gefahr damit verbunden. Und selbst, wenn die Operation glückt, dann ist noch die große Frage offen, ob damit eine nennenswerte Änderung erzielt werden kann."

„Aber es ist möglich!"

„Ja, möglich ist es schon. Aber bedenken Sie, der große Splitter hat bei seinem Eindringen Verwüstungen in einzelnen Hirnpartien angerichtet. Der Splitter wandert seit Jahren. Entsetzliche Schmerzen muß der Patient ausgestanden haben, denn es ist zu befürchten, daß der Splitter auf seinen Wanderungen noch mehr Schaden angerichtet hat. Ich könnte Ihnen das alles wissenschaftlich klar erläutern, aber ich erlasse es mir, denn Sie würden mich vielleicht kaum richtig verstehen. Glauben Sie mir, ich habe in meiner jahrzehntelangen Praxis als Arzt schon viele seltsame Dinge erlebt, aber daß ein Mensch mit diesem Splitter im Hirn überhaupt noch lebt, daß er wie ein Mensch denken und fühlen kann, daß er noch nicht dem Wahnsinn verfiel ... Miß Gold, das ist ein Wunder, ein unbegreifliches Wunder."

„Ja!" stimmte sie ihm mit bebender Stimme zu. „Und Gott wird barmherzig sein und das Wunder vollenden. Sie wissen nicht, Herr Geheimrat, was Richard gelitten hat in den Jahren. Er war oft dem Wahnsinn nahe, monatelang war er ohne jedes Erinnerungsvermögen und erkannte weder mich noch seine Mutter. Seinen Vater hat er bis heute überhaupt nicht erkannt. Als er von drüben nach der Heimat zurückkam, da erkannte er keinen von uns allen. Sie können nicht ermessen, was ich, was wir alle gelitten haben. Jetzt ist er ruhig und hat kaum Schmerzen. Er spricht mit uns wie ein normaler Mensch, er erinnert sich auch mancher Dinge, aber nur auf kurze Zeit ... dann sind wieder alle Dinge ausgelöscht. Und nicht nur das ist es! Manchmal scheint mir, als wenn alle Gefühle in ihm erstorben sind, als wenn er kein Mensch mehr sei, sondern nur noch ein wandelnder Automat. Helfen Sie uns, Herr Geheimrat!"

Robert von Kahr, der große Arzt, der Unzähligen geholfen hatte, sah gequält vor sich nieder.

Er begriff den Schmerz des jungen Wesens, er wollte helfen, aber ... er glaubte nicht an das große Wunder.

Er wollte helfen, schon aus einem ganz besonderen Grunde. Richard Rogaller hatte in dem Lazarett in deutscher Kriegsgefangenschaft gelegen, in dem Richard von Kahr seinen Dienst als Arzt tat. Man hatte den Verschütteten geborgen und dorthin gebracht.

Da kam das furchtbare Ereignis, daß eine Fliegerbombe in das Lazarett einschlug und eine entsetzliche Katastrophe verursachte, wobei Richard von Kahr den Tod fand.

Kurz darauf wurde das Lazarett von amerikanisch-französischen Truppen besetzt, und Richard Rogaller kam in ein amerikanisches Lazarett.

Fürwahr — ein seltsames Zusammentreffen!

Er dachte in dieser Stunde daran, wie es möglich war, daß alle seine Söhne, die doch als Ärzte hinter der Front tätig waren, den Tod gefunden hatten.

Der Älteste war an einer Blutvergiftung gestorben, der zweite wurde von einem verirrten Granatsplitter getroffen, der dritte kam verwundet aus dem Felde zurück, aber nur, um sich zum Sterben niederzulegen, und so ähnlich war es auch dem vierten Sohne ergangen.

Wahrlich, das Schicksal hatte alle Bitternis auf ihn gehäuft. Fünf Söhne, fünf Ärzte, nahm ihm der Krieg, nahm ihm das Unglück.

Und Richard hatte dort den Tod gefunden, wo Richard Rogaller, dessen Vater in seinen Werken Hunderttausende von todbringenden Granaten fabrizierte, Heilung suchte.

Vielleicht war's auch ein Granatsplitter eines Geschosses, einer Bombe gewesen, die in den Rogaller-Werken erzeugt worden war.

Kahr raffte sich auf

„Gut, ich kann es Ihnen nicht abschlagen. Ich will tun, was menschenmöglich ist, ich will Richard Rogaller operieren."

Corinnes Augen strahlten vor Dankbarkeit auf. Ein befreiter, glücklicher Ausdruck lag auf ihren Zügen.

Dann kamen ihr die Tränen, so erschüttert war sie, daß sie minutenlang nicht sprechen konnte.

„Ich will alles tun", fuhr der Geheimrat tröstend fort, „und ich will mich bemühen, genau so wie Sie an ... das Wunder zu glauben. Aber vergessen Sie keinen Augenblick, daß es auf Tod und Leben geht! Sagen Sie das Richard Rogaller ... und sagen Sie es seiner Mutter!"

Er erhob sich und reichte ihr die Hand.

„Und ... wann kann Richard zu Ihnen kommen?"

„Morgen. Ich muß ihn genau untersuchen. Vielleicht muß er ein paar Tage oder Wochen bei mir bleiben, daß ich ihn ständig beobachten kann, um zum richtigen Zeitpunkt zu operieren. Ich lasse ihm ein schönes Zimmer einrichten, und er wird gut versorgt sein. Aber ... er muß allein, fern aller Einflüsse, zu mir kommen. Sie verstehen mich, Miß Gold?"

„Ja. Alles, was Sie wünschen, soll erfüllt werden. Ich ... bin Ihnen ja so dankbar!"

(Fortsetzung folgt)

Perlenkomödie

Skizze von Harro Heinz Jakobsen

Aus Hussein, der Handler — ein wenig mude von der Mittagshitze —, auf der Schwelle seines Juwelenladens saß und mehr Liebliches als Schreckliches dachte, erblickte er zwischen seinen halb geschlossenen Augenlidern die lange Gestalt Jibraels, wie sie eilig die schattenlose Straße herausgewandert kam. Hussein erschrak bis in die Spitzen seiner Pantoffeln, denn, beim Stier vom Mal Efri, es gab in Bagdad und rundum keinen größeren Gauner als den langen Jibrael.

Der Händler kroch hinter die Säule, die das Dach seines Hauses trug, und zog seine Beine bis an sein mageres Kinn in die Höhe, um der Aufmerksamkeit dieses langen Scheusals zu entgehen. Aber Allah war nicht mit dem Guten, Jibrael stelzte geradeswegs auf Husseins verschränktem Körper zu und redete ihn mit sanfter Stimme an:

„Leuchtender Rubin, wolleſt einem häßlichen Ungeziefer erlauben, daß es im Schatten deines herrlichen Palastes sein elendes Mahl verzehre."

Hussein vermochte keine Antwort über die Lippen zu bringen, so sehr entsetzte ihn die Frechheit des Banditen. Jibrael ließ sich gemächlich auf der Schwelle nieder und wickelte eine saftige Pastete aus. Der Duft des herrlichen Backwerks stieg dem Händler prickelnd in die Nase. Er starrte, alle Scheu vergessend, sehnsüchtig auf das wunderbare Gericht und seufzte. „Wenn es dich nicht ekelt, Perle der Perlen, mit einem stinkenden Madenwurm von diesem zähen Mehlkloß zu essen, so sei mein Gast!" ermunterte Jibrael den Händler.

Hussein langte zögernd zu; aber kaum hatte ein Stück der leckeren Pastete seine naschhafte Zunge berührt, so ließ er jede Zurückhaltung fallen und aß wohlig schmatzend Brocken um Brocken, während seine gierigen Finger in steter Bewegung immer neue Stücke aus der Pastete rissen.

„Meine Zunge hat nie etwas Köstlicheres gekostet!" ließ er sich heftig schlingend vernehmen. „Es ist ein Kunstwerk von Pastete ... Ich glaube gar", fügte er hinzu und stopfte das letzte große Ende in den Mund, „ich glaube gar, die Götter haben sie gebacken."

„Erlaube, erhabener Edelstein, daß ich dir widerspreche", versetzte Jibrael und sah vergnüglich auf Husseins spitze Zunge, die die Krumen von den Lippen schleckte. „Ali der Pastetenbäcker, hatte sie gerade aus dem Ofen geholt, als ich vorüberschritt; da er sich nach der schönen Manuzza umwandte, so — verzeih den Ausdruck! — stahl ich die eben bereitete von seinem Tisch."

Der unglückliche Händler schüttelte sich vor Entsetzen. „Fort mit dir, widerliche Pestbeule!" zischte er. „Die Aasgeier werden sich sträuben, deinen übelriechenden Leib zu zerhacken."

„Oh, blauer Diamant, bedenke, daß die Wände Ohren haben und daß dein Weib — Allah gebe ihr gute Träume! — aus ihrem Schlaf erwachen könnte. Möge dein holder Schatz nie vernehmen, daß sich im Magen ihres Gebieters eine gestohlene Pastete befindet."

Aber über den langen Jibrael ergoß sich ein Kübel von Verwünschungen, daß er sich zuletzt die Ohren zuhielt.

„Wenn du deine prächtigen Worte an einen Unwürdigen reichlich verschwendet hast", fuhr Jibrael endlich dazwischen, als Hussein erschöpft Atem holte, „so wisse, daß du mir wegen einer Perle ... „Mißgeburt einer Eselsfliege!" schrie der Händler in großer Wut und schleuderte einen Pantoffel gegen Jibraels unbeweglichen Rücken. „Pack dich, Auswurf eines Schweinsaffen, zu den kotfressenden Wasserschlangen."

... wegen einer winzigen Perle", fuhr Jibrael gereizt fort, „die an meiner Hand festklebte, fünfzig Rutenschläge hast erteilen lassen. So werde ich dir nun, schmutziger Habicht, mit dieser Hand nur einen einzigen kleinen Schlag versetzen, daß du dich hütest, einen Unschuldigen je wieder zu beleidigen."

Damit erhielt Hussein einen Stoß gegen seinen Leib, daß er — sich überschlagend — gegen die Säule fiel.

Jibraels langen Beine trugen ihn flink durch die Gasse. Husseins Weib, das auf das erbärmliche Geschrei hin herausgestürzt kam, sah niemand außer ihrem kläglich jammernden Gemahl.

„Was ist meinem teueren Omar geschehen?" rief sie völlig ratlos und suchte den an der Erde Liegenden aufzurichten.

Und an der Schwelle erschien Jappo, der Schuhflicker. Er fragte gleichfalls erstaunt: „Hat der arme Hussein einen Magenkrampf?"

„Ach, bester Jappo", stöhnte des Händlers Weib, „helft mir, meinen unglücklichen Mann aufzuheben!"

Sie packten ihn und lehnten ihn gegen die Säule, wo Hussein noch immer leise Klagelaute von sich gebend, auf keine noch so besorgte Frage antwortete.

„Ihm wird eine Tsetsefliege an den Kopf geflogen sein", meinte der Schuhflicker.

„Ach, seht nur seine Augen, lieber Jappo", entgegnete das Weib betrübt. „Ihm muß ein böser Traum seine Seele verdunkeln."

„Oder seinen Magen drückt ein unverdautes Gericht", nuimaßte von neuem der Flicker.

Der Händler fing bei diesen Worten des Schuhflickers wieder so heftig zu jammern an, daß beide einander fassungslos anstarrten.

„Ich werde ihm Oel der Berberitze geben", entschied das Weib.

„Laßt ihn nur in Ruhe", flüsterte Jappo, „ihn hat sicher nur ein Traum erschreckt, wie ihr es meintet. Oder hat ihn die furchtbare Kunde so mitgenommen?"

„Was für eine Kunde könnte meinen teueren Omar so erschrecken?" fragte des Händlers Weib neugierig.

„Wie, Ihr wißt nicht, daß dem Kadi seine Kalifenkette gestohlen worden ist?"

„Gibt es einen solchen Gauner, der das schönste Schmuckstüa, das der Kalif dem Kadi vermacht hat, stehlen könnte?" stieß das Weib erbost hervor.

Jappo der Schuhflicker nickte einigemale bedächtig mit seinem langen Kopf.

„Ach, Ihr habt es sicher auch öfters an unserem Richter gesehen. Zwölf rote Rubine abwechselnd mit vierundzwanzig Smaragden schmückten seinen Hals."

„Es ist kaum glaublich, bester Jappo", versetzte des Händ-